

(Nachdruck verboten.)

81

Die Arena.

Roman von Vicente Blasco Ibañez.

Autorisierte Uebersetzung von Julio Brouta.

Das Publikum getraute sich nicht zu sprechen, ja nicht einmal zu atmen, aber in aller Augen blühte die Bewunderung. Kolossal, noch nie dagewesen! Er berührte ja beinahe die Hörner! Gallardo stampfte ungeduldig mit dem Fuß auf den Sand, um das Tier zum Angriff zu heizen, und das schwarze gehörnte Ungetüm stürzte sich brüllend auf ihn. Die Muleta flatterte über den langen spitzen Hörnern, die das goldgestickte Kostüm des Matadors leicht streiften, während dieser auf demselben Platz stehen blieb und nur den Oberkörper etwas zurückwarf. Ein Beifallsrauschen des Publikums belohnte dieses mit der Muleta ausgeführte Kunststück. O!.

Die wutschnaubende Bestie erneuerte ihren Angriff auf den Mann mit dem roten Tuch, und in derselben Weise wußte Gallardo ihm zu entgehen. Der Stier, den die Täuschung immer mehr außer sich brachte, suchte mit gesenkten Hörnern den Matador aufzuspießen, aber immer wieder ließ er sich durch das vor seinen Augen geschwenkte Tuch hinters Licht führen und stach bloß in die Luft, ganz nahe an dem Stierfechter vorbei, der sich kaum von der Stelle rührte, und den die Nähe der Gefahr und der donnernde Applaus der Zuschauermenge zu beruhigen schienen.

Gallardo vernahm in nächster Nähe das Schnauben des Ungetiers, dessen brennender Atem und schäumender Geifer ihm ins Gesicht fuhren und seine Rechte befeuchteten. Aber daran war er gewöhnt und er regte sich nicht weiter auf. Er betrachtete das Tier wie einen guten Freund, der sich einzig und allein töten ließ, um zu seinem Ruhme beizutragen.

Der Stier blieb einen Augenblick ruhig stehen, wie des Spieles müde, mit finsternen Blicken überlegend, nach dem Manne und dem roten Tuch starrend, als ob er eine Hinterlist twitterte, die ihn von Angriff zu Angriff dem Tod immer näher brachte. Den Matador überkam auf einmal der verwegene Mut seiner großen Augenblide. Jetzt galt's . . . Durch eine schnelle, kreisförmige Bewegung seiner linken Hand wickelte er die Muleta gänzlich um den Stock herum und erhob die Rechte bis zur Höhe seiner Augen, indem er die Spitze des Degens gegen den Nacken des Stiers richtete.

Die Volksmenge geriet in ungeheurer Erregung und lehnte sich lärmend gegen dieses tollkühne Beginnen auf.

„Daß es“, schrien Tausende von Stimmen.

„Mach keine dummen Streiche . . . um Gotteswillen!“ . . .

Es war noch zu früh. Der Stier hatte keine günstige Stellung, um den Todesstoß zu erhalten. Es lag auf der Hand, daß er einen Anlauf nehmen und den Mann aufspießen werde. Der Matador hatte alle Regeln der Kunst vergessen. Aber was lag jenem Tollkopf an Regeln und am Leben?

Plötzlich stach er zu, gerade als die Bestie auf ihn losrannte. Es war ein furchtbarer Zusammenstoß. Einen Augenblick bildeten Mann und Stier eine einzige Masse, und diese rückte noch einige Schritte weiter vorwärts, ohne daß man wissen konnte, wer Sieger geblieben war. Der Mann befand sich mit einem Arm und einem Teil seines Körpers zwischen den beiden mächtigen Hörnern, die Bestie senkte den Kopf und machte alle möglichen Anstrengungen, um die bunte goldene Puppe, die ihm zu entgleiten schien, erfassen zu können.

Schließlich löste sich die Gruppe auf, die Muleta fiel wie ein Lappen auf den Boden nieder und der Stierfechter strauchelte infolge des Puffes einige Schritte abseits, bis er das Gleichgewicht wiedergewonnen hatte. Sein Kostüm war in Unordnung geraten; die Halsbinde flatterte außerhalb der Weste und war zerfetzt worden.

Der Stier setzte seinen Lauf in gerader Richtung fort. Auf seinem breiten Nacken sah man bloß den Griff des tief im Fleisch sitzenden Degens. Plötzlich blieb das Tier stehen und machte einige seltsame unordentliche Bewegungen; sodann kniete es in die Knie zusammen, senkte den Kopf in den Sand des Kampfplatzes hinein und berendete nach einigen kurzen Zuckungen.

Nun war es, als ob der ganze ungeheuere Zirkus plöcklich einstürzte, als ob die Ziegelsteine gegen einander schlugen, als ob die Zuschauermenge, von panischem Schrecken gepackt, auf einmal die Flucht ergreifen wollte. Alle erhoben sich krampfhaft von ihren Sitzen, bleich, bebend, die Arme hin und her bewegend. Der Stier war tot! . . . Das war ein Stoß gewesen! . . . Alle hatten einen Augenblick geglaubt, der Matador sei aufgespießt worden. Alle waren schon davon überzeugt, er werde blutbedeckt auf dem Sand liegen bleiben, und als sie ihn nun frisch und munter, noch etwas betäubt, aber lächelnd dastehen sahen, kannte die Bewunderung und die Begeisterung keine Grenzen mehr.

„Kolossal, unvergleichlich“, tönte es in tausendstimmigem Chor von den Stufen des weiten Zirkus herab; Tausende von Güten flogen hinab in die Arena, ein unermesslicher Applaus brach aus mit elementarer Macht, wie ein gigantisches Rauffeuer begleitete er den Matador auf seinem Rundgang bis zur Präsidiumsloge.

Als Gallardo unter der Loge die Arme ausbreitete, um den Vorsetzenden zu begrüßen, erreichte die Ovation eine orkanartige Wildheit. Alle schrien durcheinander. Alle beanspruchten für den Stierfechter die Ehre der Maestria (Meisterschaft). Das Ohr des erlegten Stiers kam ihm zu. Niemals war diese Auszeichnung so berechtigt gewesen. Solche Degenstöße sah man nicht oft. Und die Begeisterung erreichte ihren Höhepunkt, als ein Zirkusbediensteter ihm ein schwarzes, haariges, blutiges Dreieck überreichte, die Spitze eines der Ohren des Stieres.

Schon befand sich der dritte Stier in der Arena, und die Ovation zu Ehren Gallardos dauerte noch fort, als ob das Publikum noch immer nicht aus dem Erstaunen herausgekommen sei; als ob alles, was noch kommen konnte, ohne jeden Wert sei.

Die anderen Toreros, bleich vor Neid, machten unsäglich Anstrengungen, um die Aufmerksamkeit des Publikums auf sich zu ziehen. Sie erzielten zwar Beifall, aber bloß einen matten und kaum hörbaren, als hätte sich die Begeisterung des Publikums erschöpft. Man hatte für die Vorgänge in der Arena nur noch ein schwaches Interesse. Heftige Diskussionen entstanden zwischen den Anhängern der verschiedenen Stierfechter. Sobald die Parteigänger der anderen Matadore ihre Fassung wiedergewonnen und sich von dem gewaltigen Eindruck, der Bravourleistung Gallardos befreit hatten, begannen sie, ihre Kritik an ihm auszuüben. Er war äußerst tapfer und verwegen, ein Selbstmörder im Grunde genommen, aber das war keine Kunst. Die Ambeter des Abgotts dagegen, die gewalttätigsten und brutalsten, die auf Grund ihrer eigenen Instinkte die Tollkühnheit des Matadors bewunderten, entrüsteten sich mit dem Eifer des Gläubigen, der die Wunderfähigkeit seines Heiligen anzweifeln hört.

Die Aufmerksamkeit des Publikums verteilte sich auf verschiedene Zwischenfälle im Zuschauerraum. Hier und da arteten die hitzigen Erörterungen in Schlägereien aus, und die Faust- und Stockschläge hagelten nur so, zum größten Gaudium der unbeteiligten Zuschauer.

Nach und nach legte sich die Erregung der Menge, und das Schauspiel nahm seinen gewohnten Fortgang. Aber das Publikum konnte nur mit Mühe seine Nervosität bemeistern, und diese Seelenverfassung kam durch ungerechtes Auszischen oder geringschätziges Stillschweigen gegenüber Leistungen der folgenden Kämpfer zum Ausdruck. Die Zuschauer waren durch die übermäßige Erschütterung abgestumpft, sie konnten dem Schauspiel keinen Reiz mehr abgewinnen. Mit Essen und Trinken suchten sie die Langeweile zu vertreiben. Die fliegenden Verkäufer liefen zwischen den Barrieren hin und her und warfen mit unglaublicher Geschicklichkeit die von ihnen verlangten Waren den Leuten zu. Die Orangen flogen wie rote Spielbälle bis hinauf zu den höchsten Sitzreihen, aus der Hand des Verkäufers in die des Käufers in gerader Linie dahinfahrend, als glitten sie längs einer straffgespannten Schnur. Limonadenflaschen knallten. Das flüssige Gold der andalusischen Weine funkelte in den Gläsern.

Auf einmal lief eine Bewegung der Neugierde die Sitzstufen entlang. Fuentes sollte seinen Stier abfertigen, und alle erwarteten von ihm außerordentliche Leistungen an Geschicklichkeit und Grazie. Er schritt gegen den Mittel-

punkt des Rings, die Vanderillas in der Hand, ruhig, ohne jede Aufregung, langsamem Schritte, als ob es sich um ein harmloses Spiel handelte. Der Stier verfolgte ihn mit neugierigen Blicken, gleichsam verblüfft, sich nur einem einzigen Manne gegenüber zu sehen, nach dem soeben bestandenen wüsten Kampf, während dessen Mäntel geworfen, Spibe Langen in seinen Nacken gebohrt, und ihm ein Pferd nach dem andern zur Niederstoßen ausgeliefert wurde.

Der Mann hypnotisierte die Bestie. Er näherte sich ihr, bis er mit der Spitze der Vanderillas ihren Nacken berührte und lief dann in kurzen Schritten rückwärts, wobei ihm der Stier wie gebannt nachlief bis ans andere Ende der Arena. Das Tier schien von ihm abgerichtet zu sein, folgte allen seinen Bewegungen, bis dieser dem Spiel ein Ende machte, die Arme ausbreitete, mit einer Vanderilla (kurzer Spieß mit Eisenspitze und einem Fährlein) in jeder Hand, seinen schlanken, schmächtigen Körper auf die Fußspitzen hob, auf die Bestie mit majestätischer Ruhe zuging und die bunten Stäbe in den Hals des überraschten Tieres heftete.

Dreimal hintereinander führte er das Kunststück aus unter dem lärmenden Beifall der Menge. Diejenigen, die sich für Sachverständige hielten, rächten sich jetzt für die durch Gallardo hervorgebrachte Begeisterung. Das hieß ein Stiersechter sein! Das war echte Kunst!

Gallardo stand an der Barriere und wischte sich den Schweiß vom Gesicht ab mit einem von Garabato gereichten Handtuch. Hierauf trank er ein Glas Wasser, indem er dem Ring den Rücken zuehrte, um die Leistungen seines Kollegen nicht mit ansehen zu müssen. Außerhalb der Arena schätzte er seine Nebenbuhler hoch, aber sobald er sie betrat, sah er in allen nur Feinde, und ihre Erfolge schmerzten ihn wie Beleidigungen.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

9) Wenn die Natur ruft.

Von Jack London.

Autorisierte Uebersetzung von L. Böns.

II. Das Recht des Stärkeren.

Der erste Tag am Golf von Dyea erschien Bud wie ein böser Traum. Jede Stunde brachte neue Schreden. Mitten aus dem Herzen der Zivilisation hatte man ihn herausgerissen und hineingeschleudert in die Wildnis. Es war vorbei mit seinem Leben in Sonnenschein und Leppigkeit; hier gab es nicht Ruhe noch Rast, ja nicht einmal einen Augenblick persönlicher Sicherheit. Jetzt galt es, auf der Hut zu sein bei Tag und Nacht, denn nicht Gesetz und Sitte, sondern nur der Reizgahn herrschte hier.

Solche Hunde hatte er noch nie gesehen, wie sie hier in Scharen umherliefen. Er begriff es kaum, daß es Hunde waren und nicht wilde Tiere. Nie hätte er einen Kampf für möglich gehalten wie er ihn hier sah. Unvergesslich blieb ihm der Tag, als er zum ersten Male Zeuge eines solchen Kampfes war; Zottel war es, der ihm zum Opfer fiel.

Sie lagen alle zusammen am Außenrande des Lagers im Schutze der großen Holzhaufen, als Zottel in seiner freundlichen Art an einem der fremden Hunde herumknupperte. Ganz plötzlich, ohne warnendes Knurren, wie es sonst doch üblich war, sprang der Köter auf und ein Biß der großen Zähne hatte Zottel eine Wunde gerissen vom Auge bis zum Kiefer.

So war es Wolfzart und wie unter den Wölfen war auch hier der weitere Verlauf des Streites. Von allen Seiten kamen sie zusammengelaufen, die rauhaarigen Köter; wohl vierzig an der Zahl, stellten sie sich im Kreise um die Kämpfer auf, lautlos, aber mit brennender Gier in den flackernden Augen. Nur ab und zu konnte man ein Schmahen hören, wenn einer von ihnen gar zu eifrig mit der langen Junge um das Maul leckte. Bud begriff nicht, was dies zu bedeuten hatte. Zottel war in heller Wut auf seinen Gegner losgesprungen, der mit geschidter Wendung auswich, gleichzeitig aber um sich biß und Zottel noch einen Schmiss beibrachte. Wieder sprang Zottel auf ihn zu, aber in so merkwürdiger Weise verstand es der Hund sich zu bedecken und ihm einen Stoß zu versetzen, daß er das Gleichgewicht verlor und zu Boden stürzte. Er stand nicht wieder auf. Als ob sie nur auf diesen Augenblick gewartet hätten, so stürzten sich blühschnell die anderen Köter mit furchtbarem Geheul darüber her und begruben den sich heftig Sträubenden unter sich.

So schnell war alles gekommen, daß Bud wie versteinert da stand. Er sah nur, daß ein teuflischer Zug von Schadenfreude über das Gesicht von Spiz ging, er sah François, der zu einem Weil griff und sich zwischen die heulende Kotte stürzte, und drei andere Männer mit Stöcken, die ihm folgten. Es dauerte nicht lange, bis die Hunde auseinander getrieben waren, höchstens zwei Minuten, aber schon lag er da, schlaff und leblos, eine blutige Masse auf dem

weißen zertrampelten Schnee. Hörmlich in Stüde gerissen hatten sie ihn.

Diesen Anblick vergaß Bud nie wieder; selbst im Traume erschien ihm das graufige Bild. So also ging es hier zu; ehrliches Spiel gab es nicht. Wer einmal von den Füßen kam, der stand nicht wieder auf. Er mußte zusehen, daß ihm das nicht einmal passierte. Noch immer stand Spiz abseits, und die Schadenfreude leuchtete aus seinen Augen. In diesem Augenblicke zog der Haß in Buds Herzen ein; Spiz hatte sich einen Todfeind erworben.

Und ehe Bud sich von diesem Schreden erholt hatte, traf ihn ein neuer. François kam mit Riemen und Seilen, so wie die Pferde sie trugen. Und so wie diese, schirrte man auch ihn an und spannte ihn mit anderen Hunden vor einen Schlitten. So war aus ihm also ein Arbeitstier geworden, das Holz vom Walde holen mußte. Es tränkte ihn im tiefsten Herzen, aber die Klugheit sagte ihm, daß es nichts nützen würde, sich dagegen aufzulehnen, denn François war ein strenger Herr, der unbedingten Gehorsam verlangte. So tat er denn die neue, ungewohnte Arbeit nach besten Kräften. Das, der hinter ihm ging, rügte jeden Fehler durch einen Kniff seiner scharfen Zähne, während Spiz, der als Leithund vorn an der Spitze ging, sich damit begnügen mußte, bei jeder Störung ein drohendes Knurren auszustößen.

Bud lernte leicht, und ehe seine erste Fahrt beendet war, hatte er begriffen, daß man bei „Brr!“ zu halten hatte und anziehen mußte, sobald François „häh!“ rief, und daß man, wenn es bergab ging, sich wohl hüten mußte, zu nahe an die schweren Schlittenlufen zu kommen.

„Drei gute Hünd,“ erzählte François nachher den anderen, „fjer gute Hünd. Das Bud, das zieht wie Teufel.“

Am Nachmittag kam Perrault, der es eilig mit der Abreise hatte, mit noch zwei Hunden. Will und Jesh hiezen sie und waren Brüder, zwei echte Eskimohunde. Obwohl sie beide von derselben Mutter stammten, waren sie so verschieden, wie Tag und Nacht. Will größter Fehler war seine Gutmütigkeit, während Jesh gerade das Gegenteil von ihm war, unfreundlich und verschlossen, mit einem höhnischen Zug um den Mund und boshaften Augen. Bud begrüßte sie freundlich als neue Kameraden, Dasch beachtete sie gar nicht, während Spiz sich bemühte, durch einen gehörigen Biß erst dem einen und dann dem anderen die nötige Achtung beizubringen. Will war versöhnlich mit dem langen Schwänze wedelnd herangekommen. Er sah aber bald, daß mit Friedfertigkeit nichts auszurichten war, und als das scharfe Gebiß von Spiz in seine Schenkel schlug, schrie er nur laut auf und lief davon. Bei Jesh war nicht so leichte Arbeit zu machen. Wie sehr sich Spiz auch bemühte, hinterrücks an ihn heranzukommen, stets fand er ihn kampfbereit mit gesträubtem Haar, zurückgelegten Ohren, teuflisch leuchtenden Augen und hechelnd vor Erregung. So gefährlich sah er aus, daß Spiz es aufgab, ihm den beabsichtigten Willkomm zu geben. Um seinem Aerger Luft zu machen, trieb er dann den unschuldigen, fählich heulenden Billy bis an die Grenzen des Lagers vor sich her.

Gegen Abend brachte Perrault noch einen Hund heran, einen alten, mageren, ruppig aussehenden, mit Narben bedeckten, einäugigen Gesellen. Sollet hieß er, was in der Landesprache so viel wie Drummkopf bedeutete. Und brummig war er auch. Ebenso wie Dasch verlangte er, daß man ihn in Ruhe lasse, und als er langsam und bedächtig in ihrer Mitte sich niederlegte, wagte selbst Spiz sich nicht an ihn heran. Eine Eigentümlichkeit hatte er an sich, und Bud hatte das Pech, damit zuerst Bekanntschaft zu machen. Er konnte es nicht leiden, wenn jemand an seiner blinden Seite auf ihn zukam; diese Beleidigung hatte sich Bud unwissentlich zuschulden kommen lassen. Ein scharfer Biß und eine Wunde an der Schulter, die bis auf den Knochen ging, erinnerte Bud noch lange daran, und er sowohl wie die anderen sahen sich in Zukunft besser vor. Sonst aber war er ein guter Kamerad. Sein einziger Wunsch war, wie bei Dasch, er wollte seine Ruhe haben. Später allerdings erfuhren die Hunde, daß es auch etwas anderes, nicht minder Wünschenswertes für die beiden gab.

In dieser Nacht litt Bud zum ersten Male an Schlaflosigkeit. Das Zelt, von einem Feuer matt erleuchtet, lag friedlich und einladend mitten in der weißen Ebene; als aber Bud, wie er das für selbstverständlich hielt, sich dort zur Nachtruhe gemächlich niederlassen wollte, wurde er von Perrault und François mit Flüchen und Schimpfworten hinausgetrieben. Ein idorfer Wind blies vom Wasser herüber, die Kälte brannte in der frischen Wunde; er wußte nicht, wo er bleiben sollte. Still legte er sich in den Schnee und versuchte zu schlafen, aber die Kälte war zu groß. Zitternd vor Frost, elend und müde schlief er an den anderen Zelten vorüber, die er nicht wieder zu betreten wagte. Dann und wann fuhr einer von den fremden Hunden wütend auf ihn los, aber er sträubte sein Rückenhaar und knurrte so grimmig, daß er unbehelligt blieb.

Endlich fiel ihm ein, daß er einmal zusehen könnte, wie seine Kameraden sich eingerichtet hatten für die Nacht. Er fand sie nirgends. In den Zelten konnten sie doch nicht sein, sonst würde man auch ihm erlaubt haben, dort zu bleiben. Ruhelos wanderte er hin und her; trostlos war ihm zu Rute. Da gab der Schnee ganz plötzlich unter seinen Füßen nach, und etwas Dunkles rührte sich. Knurrend sträubte er sein Rückenhaar und machte sich zum Kampf bereit, aber nur ein freundlicher Ton kam als Antwort, und neugierig ging er näher heran. Ein warmer Hauch traf seine Nase, und das schwarze Dina, das da im Schnee eingegraben lag,

entpuppte sich als Witz, der vergnügt wedelte und ihm mit seiner warmen, feuchten Junge quer über das Gesicht leckte.

Und wieder hatte Bud etwas Neues gelernt. So also machte man es! Mit Eifer ging er an die Arbeit, ein tiefes Loch zu graben, schlüpfte hinein, rollte sich eng zusammen, und als die Wärme seines Körpers den kleinen Raum angefüllt hatte, schlief er fest ein; nur ab und zu knurrte und bellte er halblaut, wenn die Erlebnisse des langen, ereignisvollen Tages sich in seine Träume schälten.

So schlief er bis in den hellen Morgen, als im Lager schon längst alles munter war. Er mußte sich erst bestimmen, wo er eigentlich war, denn es hatte die ganze Nacht geschneit, und er war unter dem Schnee vollständig begraben. Ueber und neben sich fühlte er etwas Unbekanntes. Eine große Angst überfiel ihn plötzlich, die Furcht, in eine Falle geraten zu sein.

Es war ein merkwürdiger Fall von Atavismus, dieser Beweis der Vererbung aus der Erfahrung seiner Voreltern, denn er selbst war als zivilisierter, ja sogar ungewöhnlich zivilisierter Hund nie in die Lage gekommen, eine Falle kennen zu lernen. Unwillkürlich sträubten sich seine Haare, seine Muskeln spannten sich, und mit einem wilden Geheul sprang er auf, hinein in den hellen Tag, daß der Schnee emporstob. Aber noch ehe er wieder auf den Füßen war, wußte er, wo er war. Wie ein Witz war die Erinnerung gekommen an alles, was er erlebt hatte von dem Augenblick, als er mit Manuel durch die Felder ging bis zu der Nacht, als er das Loch im Schnee grub.

Ein Ruf von François brachte ihn vollends zu sich. „Weiß die Leisel, dieses Hund lernen schneller als eine andere.“

Berrault nickte. Als Bote der kanadischen Regierung, der immer wichtige Nachrichten zu übermitteln hatte, freute er sich, wenn gute Hunde ihm den Dienst erleichterten, und von allen seinen Erwerbungen war es Bud, an dem er seine besondere Freude hatte.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Eine neue Sittengeschichte.

I.

In diesen Wochen sind es zehn Jahre her, daß hauptsächlich durch die körperliche Aufopferung der sozialdemokratischen Reichstagsfraktion das Zustandekommen der kompletten Dez Geinge behindert und damit vorläufig der immer noch schlanke Halsumfang der neun Rufsenjungfern von den würgenden Fingern der ultramontanen Vergewaltiger befreit blieb. Durch die Reiben aller ernsthaft um die Blüte unserer geistigen Kultur Besorgten ging damals ein fröhliches Aufatmen, und man hätte meinen sollen, daß die Schriftsteller und Künstler, die doch in einem allerseits gebilligten und vielfach beneideten Konkubinats mit besagten neun Jungfern leben, mit Tränen heiliger Entrüstung im Aug fortan ihren Rethern nur Dankeshymnen anstimmen und jedenfalls wenigstens zur Erkenntnis der eigenen Lage durchdringen würden. Aber das Klassenbewußtsein ist gering und die soziale Schlafmüdigkeit leidet enorm in einem Lande, der zwar meistens nichts zu essen hat, dafür aber das Weltall mit einem Atömchen seines Geistes in die Luft zu sprengen glaubt und in jedem neuen Büchlein (gedruckt auf Kosten des Herrn von Maecenas) das Brennglas der gesamten Zivilisation erblickt. Hätten die wahren Künstler nicht den mißberdenen Umstand für sich, daß sie durchweg große Kinder sind, so möchte man fast dafür plädieren, sie ihrem lyrischen Dusek zu überlassen, bis sie Herr Dr. Hermann Roeren (so Teutschland, auch dieser ein Cheruskler!) aus den Armen der Konkubinen reißt und mit leuscher Männerbundsfaust in die einsame Selbstgenügsamkeit hinter schwedische Gardinen transportiert. Bevor also diese großen Kinder zu Erwachsenen werden, müssen schon andere Sachwalter den Schild über sie halten. Einer der madersten Kämpen, der noch stets gleich mit Haubizzen und Granaten gegen die Dunkelmänner aufzuh, ist Eduard Fuchs.

Seine neue „Illustrierte Sittengeschichte vom Mittelalter bis zur Gegenwart“ ist sein reifstes und im wahren Sinne des Wortes ein groß angelegtes Werk. Es erscheint bei Albert Langen in München, in Lieferungen zu 1 M., und wird vollständig 3 Haupt- und 3 Ergänzungsbände umfassen. Letztere enthalten ein etwas freieres, aber für die ernsthafteste Erkenntnis der Wirklichkeit höchst wichtiges und notwendiges Material zur Sittengeschichte; werden indessen an Jünglingsvereine der frummen Merisei und sonstige untwissenschaftliche Wozgen nicht abgegeben.

Natürlich ist die oben erwähnte Beleuchtung der Dez Geinge-Macherei nur ein unausgesprochener Nebeneffekt der umfassenden Darstellung. Es ist ein Fazit, das der Leser von selber zieht, wenn er an der Hand von Fuchs aus den Niederungen gegenwärtiger Borniertheit auf den freien Berg der weiten Umschau gestiegen ist und den Wechsel der Zeiten und Völker mit raschem Rundblick ermit.

Analysieren wir den Inhalt des Wertes, soweit es bis jetzt vorkommt, d. h. ungefähr bis zur Hälfte. Da ergibt sich zuerst als Aufgabe einer Sittengeschichtsschreibung der planmäßige Wiederaufbau der vergangenen Wirklichkeit aus ihren jeweils charakteristischen

Erscheinungen. Zu betonen ist aber sogleich, daß es keine Sittengesetze gibt, die unabhängig von Raum und Zeit unsere Handlungen regeln, also auch für den Forscher keine allgemein gültigen sittlichen Maßstäbe. Diese Erkenntnis, die Fuchs seiner Betrachtung voransetzt, ist von der allergrößten Bedeutung, da die landläufigen Kulturhistoriker ihren Kram bisher immer mit der Elle zu messen pflegten, die ihnen die Anschauung ihrer eigenen Zeit an die Hand gab. Wir können heutigentags durch eine Reise zu einer beliebigen fremden Völkerschaft jeden Augenblick feststellen, daß dort die Ansichten über sittlich und unsittlich von den unsrigen manchmal recht beträchtlich abweichen. Ganz das gleiche gilt von den verschiedenen Zeitabschnitten im Leben ein und desselben Volkes, gilt von einzelnen Klassen der Gesellschaft untereinander, von Stadt zu Land, Provinz zu Provinz, und so fort. Bei näherem Zusehen stoßen wir schließlich auf Unterschiede bei den einzelnen Individuen, die je nach Geburtsanlagen, Bildung, sozialer Lage usw. außerordentlich groß sein können. Das sind eigentlich ganz selbstverständliche Dinge. Indessen haben die Sittenschilderer alten Schlags diesen Umstand geflissentlich übersehen und die gottgegebene Moral im eigenen tadellosen Mannesbusen als den unabhänglichen Wertemesser ausgeführt, nach dem sich die gesamte übrige Welt zu richten habe. Hinzu kam die obligate Verbengung vor dem, was die betreffenden Leserreise als sittlich abtonterseit zu sehen wünschten. Fuchs wirft alle diese Tendenzzüge, diese Weltmittelpunkt-Auffassung des schriftstellerischen Ichs, über den Haufen und wurzelt vielmehr sein Werk in den Boden einer echt naturwissenschaftlichen Betrachtungsweise. Er erblickt eine absolute Unsittlichkeit nur in Verstößen wider die sozialen Triebe der Gesellschaft, und Gesetze nur in der Art, wie sich die Sittenschauungen wandeln.

Mit einer bloßen systemlosen Tatsachensammlung ist dem Verfasser nun freilich nicht gebietet. Beliebig aneinander gereichte Tatsachen, und wären sie einzeln noch so bemerkenswert, hält er mit Recht für unfähig, ein plastisches Bild der Vergangenheit zu ergeben. Es muß daher für jede Epoche der innere Zusammenhang zwischen dem sittlichen Gebaren und dem gesellschaftlichen Sein der Menschen untersucht werden; es sind ferner jene Faktoren aufzudecken, die die sittlichen Anschauungen jedes Zeitalters prägen und umformen helfen.

Wenn sich ein Forscher so gewaltige Probleme zu lösen aufgibt, und wenn diese Lösung in ihren starken Umrißzügen als wohl gelungen begriffen werden darf, so liegt es dem Kritiker nicht ob, in kleinen Einzelheiten zu widersprechen. Fuchs steht so fest und freudig im Marxismus, daß seine ökonomische Auslegung verschiedener, rein sexueller Erscheinungen auch dann hörenswert ist, wenn sich die Dinge etwa auf bloß psychologischen Wege schon hinreichend beleuchten ließen. Gerade diese Weisheit der Deduktion bezeugt, meine ich, den tiefen Ernst eines Wertes, das von frommelnden Sittlichkeitsheuchlern stets mit schelen Augen betrachtet werden wird. Nichts wäre ja leichter gewesen, als zu der fabelhaft interessanten und einzig dastehenden Auswahl von Bildern aller Produktionsarten einen leichten und pikanten Unterhaltungstext zu schreiben. Diese Klippe braucht Fuchs nicht einmal zu umschiffen, weil sie ihm ganz außer Sichtweite bleibt.

Die Einzelheute hat nach Fuchs nichts mit der individuellen Geschlechtsliebe zu schaffen; sie beruht vielmehr, wie die gesamte Kultur, auf der Einrichtung des Privateigentums. Es befindet sich durchaus in der Hand der Männer, und damit werden diese zu Herrschenden; die Frauen aber zu Unterdrückten und Ausgebeuteten, von denen im Interesse der legitimen Nachkommenschaft absolute vor- und anzuerkennende Keuschheit gefordert wird. Der Mann und Herr leistet sich dagegen beliebige Extratouren. Der Unterdrückte rächt sich dann mit dem Mittel, durch das er befreit wurde. So werden Ehebruch und Prostitution zu unvermeidlichen und unausrottbaren gesellschaftlichen Begleiterscheinungen. Theoretisch verlangt die Moral beiderseitige Treue der Ehegatten. Die Wirklichkeit schwankt aber innerhalb einer gewissen Breite zwischen diesem Ideal und seinem Gegenteil hin und her. Es gibt Zeiten und Völker von strengerer und wiederum andere von fast völlig vorurteilsloser Auffassung. Einmal galten Mann und Frau schon als untreu, wenn sie nur in Gedanken sündigten, das andere Mal durfte die Frau einen Kurmacher zu weitgehenden Kühnheiten aufmuntern, wofür sie nur den eigentlichen Fortpflanzungsakt dem Ehegatten reservierte. Ähnlich wird die Prostitution hier mit der Schmach grenzenloser Verachtung überschüttet, dort rangiert die Hetäre in der Gesellschaft obenan. Wehlich ist auch der Wandel im Ton der Unterhaltung; die Salanterie in Schrift und Bild wechselt in ihrem Gesichtsausdruck schneller als Aprilwetter. Badefritten, Tanz, Kostüme, Bühnenaufführung, alles widerstreitet seiner eigenen Erscheinung von Land zu Land und Zeit zu Zeit. Im 17. Jahrhundert gilt es in Deutschland als höchst sittlich, die Ehe zu einer betriebsamen Kinderfabrik auszugestalten; im Frankreich des 18. Jahrhunderts heißt daselbe der Gipfel der Unanständigkeit. Warum das alles? Die bisherige Annahme von der Willkür und Launenhaftigkeit modischen Wechsels erklärt Fuchs für grotesk und gedankenlos. Im 18. Jahrhundert sei der Zusammenhang ohne weiteres klar zwischen der Summe der Ausschweifung, der pornographischen Mode, der erotisch freien Sprache und dem allgemeinen gesellschaftlichen Sein dieser Klassen. Ebenso im 17. Jahrhundert der Zusammenhang zwischen der unachtsamlichen Sittensysteme der englischen Rundköpfe, ihrer düster

monotonen Kleidung, ihrer puritanischen Bibelsprüche und den gesamten gesellschaftlichen und politischen Bedingungen ihrer Existenz. Die erlaubte Bigamie nach Beendigung des dreißigjährigen Kriegs resultiert nebst der dazu gehörigen Sittenauffassung ganz einfach aus der Entvölkerung des Landes; es fehlte am wichtigsten Kapital aller Zeiten, an Arbeitskräften. Also wurde das Kinderzengen zur obersten ökonomischen Notwendigkeit und damit zur höchsten sittlichen Pflicht. Der Bauer brauchte überhaupt immer „Arbeitskräfte“. Deshalb bestimmten alte Gesetzbücher vielfach, wenn der Ehemann seine Frau nicht schwängern könne, so solle er ihr einen „Ehehelfer“ beilegen. Auf derselben Grundlage beruhen auch die ländlichen „Probenächte“, wo eben die beiderseitige körperliche Tauglichkeit konstatiert wird. Hierbei vom grünen Tisch aus über „Unfittlichkeit“ zu schwören, ist natürlich besonders hirnverbrannt. Die Einführung solcher Probenächte, wenn auch in veränderter Gestalt, wird übrigens von den modernen Rasseforschern wieder angestrebt.

Solche Musterbeispiele lassen sich im Kleinen gleichfalls aufweisen. Die Rünste verlangten im 16. Jahrhundert von den Lehrlingen den Nachweis ehelicher Geburt; nicht als Ausfluß einer sittlichen Läuterung, die durch die Reformation in die Welt kam, wie man behauptet hat, sondern um das damals massenhaft nach den Städten strömende Proletariat von der Erlernung des Metiers mit dem goldenen Bodenfuß auszuschließen. Ein wenig früher schon war das ergötliche Badehausleben plötzlich für unfittlich erklärt worden; als wahrer Grund für diese Tugendhaftigkeit hat aber nur die Syphilis zu gelten, die unerwartet ihren schaurigen Siegeszug durch Europa antrat.

Wir gelangen somit un schwer zu dem Satz: Alles sittliche Gebaren in Theorie und Praxis entspricht bestimmten gesellschaftlichen Bedürfnissen! Da nun die Entwicklung des Privatigentums zur Scheidung in Besitzende und Nichtbesitzende führt, und weiterhin zur Bildung von Klassen, die sich gegenseitig bekämpfen, so ist klar, daß sich mit den verschiedenen Bedürfnissen der Klassen auch eine verschiedene geschlechtliche Moral der Klassen einstellen wird. Die Handwerkerfrau des 16. Jahrhunderts ist die dienende Sachwalterin des Haushalts, am frühesten aus den Federn, am spätesten zur Ruhe, sparsam, züchtig in der Gewandung, und fern von Gedanken, die einen Schritt vom Wege bedeuten würden. Die Frau des begüterten Kaufmanns der gleichen Zeit ist emanzipiert, weil frei von häuslichen Sorgen; sie wird zum Augustierchen, zur genießenden und genossenen Lebendame; sie „repräsentiert“ den Reichtum des Mannes und hat demnach andere Aufgaben, zu denen das Kinderkriegen nur in beschränktem Maße zählt. Der Ehebruch verliert hier die Gefahren, die er beim Handwerker hat, ja es gilt als etwas Besonderes, wenn die Hausfrau es versteht, durch galante Künste wertvolle Gäste ans Haus zu fesseln. Also Klassenscheidung und Klassensolidarität in der geschlechtlichen Moral.

So kommt es weiter, daß die geschlechtliche Moral überhaupt zu einem Herrschafts- und Unterdrückungsmittel in den Händen der oberen Massen wird. Man gestattet sich selber alles, was man den Unteren versagt. Ein abscheuliches adliges Blättchen darf durch ihre bis zum Nabel ausgeschnittene Hoftracht allgemeine Sehsucht verbreiten, während die hübsche Handwerkermadame vom löblichen Magistrat in unerbittliche Strafe genommen wird, sobald sie von dem Inhalt ihres Nieders einen Zentimeter mehr zeigt, als ihrem Stande entspricht. Fuchs sagt, aus anderen Beispielen noch, seine Meinung kurz dahin zusammen: Jede Klasse erklärt das als unfittlich, was ihren Sonderinteressen widerspricht. Dies ist eine von ihm aufgefundene Gesetzmäßigkeit, der es auch nicht entgegen ist, wenn scheinbar einzelne Personen, wie Luther oder Rousseau, Sittenformulierungen gegeben haben; diese sind eben nur prägnanter Ausdruck und Resultat einer ganzen Entwicklung.

Schließlich folgt aus dem bisherigen noch, daß jede Aenderung der Gesellschaft auch zu einer Aenderung der Geschlechtsmoral führen muß, und zwar um so grundrührender, je revolutionärer jene ist. Hieraus erklären sich die manchmal lange Dauer einer bestimmten Sittlichkeit, ebenso wie das schnelle Wegwerfen der alten Formen, sobald ein neues Wirtschaftsprinzip in die Erscheinung tritt. Allerdings erlangen Formen, die große Zeiträume überdauern, oft eine gewisse Stabilität, eine Art von Eigenleben, so daß sie auch nach Wegfall ihres ursprünglichen Grundes durch die Macht der Gewohnheit noch weiter bestehen bleiben. Ein derartiges Hineintragen abgelebter Sittlichkeiten kennen wir gegenwärtigen zur Genüge. Es geht dann gewöhnlich so lange, bis die Konflikte zu groß und die Widersprüche mit nachträglicher Gewalt beseitigt werden.

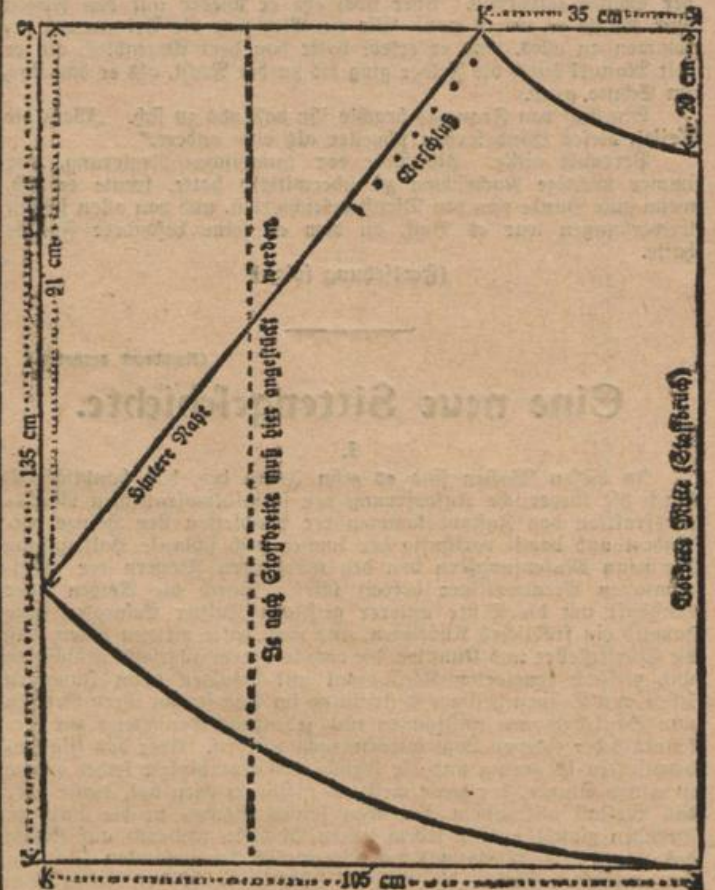
Was den Ausblick in die Zukunft anlangt, so meint Fuchs, der sich als gründlicher Forscher das Prophezeien schon ein wenig herausnehmen darf, daß die Monogamie eines Tages zur Wahrheit werden wird, für den Mann und für die Frau! Wenn die ökonomischen Verhältnisse des alten Staatslebens die unechte Monogamie züchteten, so scheint mir damit freilich noch nicht gesagt, daß überhaupt eine echte Monogamie als Massenerscheinung möglich ist. Zur Entscheidung einer solchen Frage wird die psychologische Untersuchung dringend notwendig. Sie hat uns bisher gelehrt, daß alle Menschen, gleichgültig, welcher

Klasse oder welchen Geschlechts, mit polygamer Reaktionsfähigkeit geboren werden, nie aber mit dem Keim der Geschlechtsliebe zu einer einzelnen bestimmten Persönlichkeit.

Alfred Rind.

Billige Reformkleidung.

Man macht der Reformkleidung vielfach noch den Vorwurf, daß sie nicht billig genug sei, um allgemein Eingang in den Frauenkreisen zu finden, die bei schwerer Berufs- und Hausarbeit einer hygienischen und praktischen Bekleidung am bedürftigsten sind. Wir hoffen diesen Einwand durch Abbildung eines Schnittes für einen Reformrock begegnen zu können, der bisher leider im Handel noch nicht käuflich ist. Der große Vorzug unseres Schnittes liegt in der außerordentlichen Stoffersparnis. Man braucht wenig mehr als eine Rocklänge, nämlich etwa 172 Zentimeter bei 140 Zentimeter Stoffbreite. Von schmalem Stoff muß man $2\frac{3}{4}$ Meter nehmen und die Bebekante in der vorderen Mitte aneinandernähen.



Es leuchtet ohne weiteres ein, daß die Herstellung dieses einteiligen Rockes so einfach ist, daß sie eintgermaßen geschickten Händen keine Schwierigkeiten bieten dürfte. Zu beachten ist nur, daß der zugeschnittene Rock vor der weiteren Verarbeitung mehrere Tage frei aufgehängt wird, damit er später nicht zipfelt. Im Notfall kann man ihn kurze Zeit am unteren Rande mit Bleiplomben beschweren. Der Verschluss ist in der hinteren Mitte; er wird am besten durch angenähte Schnürösen und keine Stoffknöpfe in der Farbe des Rockes bewirkt. Wie überhaupt bei Reformröcken, so ist auch hier ein Abfüttern nicht zu empfehlen. Der Fall des ungefütteten Rockes ist weitaus schöner als der eines mit minderwertigem Futter ausgestatteten. Die durch Fortfall des Futters ersparte Geldausgabe und Arbeit verwendet man auf bessere Qualität des Stoffes und sorgfältige Abarbeitung des Saumes. Man setzt dem Rocksaum links ein im gleichen Fadenlauf geschnittenes Stück desselben Stoffes als Stoßkante entgegen und steppt ihn nach Gefallen mehrmals ab. Gebrühte Besenborte vervollständigt den Abschluss nach unten. Der Rock wird an ein leichtes Futterleichen genäht oder geknöpft. Arbeitet man sich nun noch eine oder mehrere der so überaus leicht herzustellenden Kussenblusen — möglichst im gleichen Farbenton gehalten — dazu, so hat man ein Straßen- und Berufskleid, das nicht nur gesund und praktisch, sondern auch billig und kleidsam ist. Allerdings eignet unsere Rockform sich nur für schlankere, durch das Korsett nicht verbildete Gestalten.

Be. — Kt.